

"Eine Parklücke! - - - Und ich Trottel habe gestern mein Auto verkauft!"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 42

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stärkere Schranken gesetzt als die Lehren der Moralisten, die Wissenschaften und die Aufklärung.

Frühstück. Er: üppig in die Zeitung vertieft. Sie: stellt zwei drei Fragen, erhält keine Antwort, steht auf, geht rasch in die Küche, während der Hund durch die offene Tür ins Zimmer kommt, auf den Stuhl springt und äußerst geräuschvoll am Morgenkaffee zu lappen beginnt. Hierauf der Mann, ohne vom Morgenblatt aufzusehen: «So, Frauli, so guet wie hütt hät der de Kafi meini scho lang nümme geschmückt.»

Eine Verehrerin lud Peter Altenberg, der eigentlich Richard Engländer hieß, ins steiermärkische Gebirge ein. Vorsichtig schrieb Altenberg zurück, ob es denn dort ein Kaffeehaus gebe, und als die Antwort nicht eindeutig ausfiel, sagte er kurzerhand ab.

Von einem gefährlichen Betrüger, der in Zürich sein Unwesen trieb, besaß die Polizei zwar kein genaues Signalement, wußte aber, daß er im Kaffeehaus stets einen «Kafi double» zu verlangen pflegte, machte die Wirte darauf aufmerksam und erhielt eines Tages die Meldung eines Cafetiers, es sitze ein Gast bei ihm, der einen Café double verlangt habe. Der Bursche wurde geschnappt.

«Wie findet Si üsen Kafi?»
«Ich wetti säge: er hät ein Vorteil: es isch kei Zichorie dine. Und er hät ein Nachteil: es isch kei Kafi dine.»

Es sagt, schrieb Wilhelm Raabe, mancher Kaffee muß sich mit Zichorie begnügen. Das war vor allem in Kriegszeiten so: man griff auch in unserm Jahrhundert noch zu Ersatz aus Kastanien, Spargelsamen, Linsen, Futterrüben, Holunder, Topinambur, Löwenzahnwurzeln, Sonnenblumen, Hanf, Kürbiskernen, Buchensamen, ja sogar zu Kaffee aus Wein- und Bierhefe. Zwischen 1939 und 1945 pflanzte man wieder mehr die Wegwarte an, die auch Wägluegere, Sonnenwirbel und gar Verfluchte Jungfrau heißt, und die unsere Zichorie liefert.

Als der Kaffee bei uns infolge Napoleons Kontinental Sperre knapp wurde, verriet ein Zürcher Kalender 1809 ein bäumiges Kafi-Rezept: «Man dörft Birrenschnitze, zerhackt sie ganz fein, dörft sie hernach sehr hart, rüestet sie, wie den Kaffee, mahlt sie in einer Kaffee-Mühle, siedet sie, wie den Kaffee,

und trinkt davon, wie von *veritablem Kaffee*. Angesehene Weiber, denen man diese Operation verschwiegen hatte, und die doch im Kaffee-Rath die ersten Stellen bekleiden, haben von diesem Kaffee getrunken und versichern bey ihrem Eid, daß es recht delicat sey. Wer zweifelt, macht die Probe.»

Bismarck betrat im deutsch-französischen Krieg mit Gefolge ein Kaffeehaus, fragte die Wirtin, ob sie Zichorie im Haus habe und bat, da sie bejahte, sie möchte ihren ganzen Zichorienvorrat bringen; er, Bismarck, wolle ihr die ganze Ware abkaufen. Und nachdem sie den Zichorienvorrat vor ihm aufgehäuft hatte, sagte Bismarck freundlich, aber bestimmt: «So, das haben Sie fein gemacht. Gehen Sie jetzt in die Küche und brauen Sie mir einen reinen starken Kaffee!»

«Komisch, wän ich schwarze Kafi trinke, chan i eifach nid pfuuse.»
«Bi mir isch es grad umkehrt: wän ich pfuuse, chan ich kei schwarze Kafi trinke.»

Als der leidenschaftliche Kaffeetrinker Schiller, der oft bis zur Erschöpfung arbeitete, den «Wilhelm Tell» schrieb, saß er oft Tag und Nacht am Schreibtisch. Goethe erzählte darüber, während er mit der Faust auf den Tisch hieb: «Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus einem Guß.»

Polgar erzählte von einem Ehepaar, das täglich das gleiche Kaffeehaus aufsuchte und dort friedlich die freien Stunden verbrachte. Eine gute Ehe? O nein, meinte Polgar, aber ein gutes Kaffeehaus!

Man pflegt zu wissen, wer in welchem Kaffeehaus verkehrt, wer – um dieses eine Beispiel zu nennen – wann im Zürcher «Odeon» zu treffen ist, so wie man ehemals wußte, wann Arnold Kübler im Bahnhofbüffet schrieb. Man wußte: Brahms verkehrte im Café Heinrichhof in Wien, Beethoven etwa in der «Goldenen Birn», wenn er nicht vorzog, sich daheim einen Starken – 60 Bohnen je Tasse! – zu brauen. Lenau spielte Billard im «Silbernen Kaffeehaus». Man weiß, welche Persönlichkeiten im Caffè Greco in Rom – es soll abgebrochen werden, hieß es vor Monaten – verkehrt ha-

ben, von Schopenhauer und Rossini über Goldoni, Casanova, Franklin, Gogol bis Stendhal und Goethe, außerdem natürlich Felix Mendelssohn, der respektlos von einer wüsten Spelunke sprach, «vollgestopft mit finsternen Gesellen und ganz scheußlichem Volk».

Ohne Kaffee fast undenkbar ist die gemütliche Café-Conditorei, obwohl sie bei uns vorwiegend Tea-Room heißt, und obwohl der berühmteste Conditorei-Schlager von Tee redet, im übrigen aber nett andeutet: «Und das elektrische Klavier, das klimpert leise eine Weise von Liebeslust und -weh.» Als Buben sangen wir allerdings einen Falschmünzerrefrain: «In einer kleinen Conditorei da saßen wir zwei bei Eisen und Blei, du sprachst kein Wort, kein einziges Wort, und wußtest sofort (Klopfen: togg-togg-togg): Kriminalpolizei.» Jede Stadt hatte ihre berühmten Konditoreien. Berlin zum Beispiel das Kranzler, das im gleichfalls berühmten Gassenhauer untergekommen ist: «De kannst mir mal forn Sechser, weil wir uns jrade kennen, bei Kranzlern um de Ecke nach Kuchenkrümel rennen ...»

Goethe hegte ein kindisches Vorurteil gegen den Kaffee, er verschlang zum Frühstück lieber eine

Weinsuppe oder einen Topf Schokolade und riet jedermann vom Kaffee ab. «Ich habe immer noch von Ihrem Biskuitkuchen und hoffe, daß Sie keinen Kaffee mehr trinken», schreibt er 1777 der Oberstallmeisterin Charlotte von Stein, und später, als die zarten Beziehungen in die Brüche gehen: «Unglücklicherweise hast du schon lange meinen Rath in Absicht des Caffees verachtet. Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit du eine Zeitlang wohl eingesehen und das du, aus Liebe zu mir, auf eine Weile vermieden und dich wohl befunden hattest.»

Wer hatte das bessere Teil erwählt? Der Kaffee Feind Goethe wurde 83 Jahre alt. Charlotte von Stein aber starb 1827 im 85. Altersjahr.

Voltaire überliefert einen Ausspruch der Madame de Sévigné über Racine: «Der Dichter Racine wird vorübergehen wie der Kaffee.» Zwei Irrtümer auf einen Schlag.

Der Kaffee, meinte Talleyrand, muß heiß sein wie die Hölle, schwarz wie der Teufel, rein wie ein Engel und süß wie die Liebe.

Kaffee, sage ich, ist Geschmacksache.



«Eine Parklücke! - - - Und ich Trottel habe gestern mein Auto verkauft!»